Offener Schreibebrief von Lizzie Hanfstengel.

No. 206. — Ich hen schon viele mols gewunnert, wie manche Storkieper Bißneß duhn könne. Ich meine nit in Riegards zu ihre Gutts, no, das is aus die Kwestschen; bikahs, wenn die Gutts nicks werth sin, dann is ihre Guhs schnell getocht. Ich meine hier in Riegard zu die Klerks, wo se impleue. Sehn Se ich sin doch e Lehdie, wo arig iesig sättisfeit is. Wann ich eckfäktlie kriege was ich will un es duht nit viel koste, dann duhn ich gar nit kicke, awwer, wann ich in en Stohr gehn, dann hen ich immer Trubel un do sin immer die Klerks schuld dran. De annere Dag sin ich fort gange e wenig schappe. Es is nämlich meine Intenschen gewese, mich e neues Spring-Tschäcket zu kriege un do muß mer sich doch erscht e wenig umgucke un muß die differente Gutts preise, dann kann mer schließlich sein Meind uffmache, was mer will. Ich sin also zuerscht in Dunselmeiersch Stohr gange, weil der for mich am nächste is. Wie ich in den Stor komme sin, do is e arig großes Kraut da gewese; off Kohrs will jetzt alles Springgutts kaufe un do is in einigem Stor en Rosch. Ich sin an den Kaunter gange, wo se die Kohts un Jäckets verkaufe un in die erschte Lein, hen ich wenigstens e Stund lang warte müsse, bis die Klerk mit die annere Kostiemersch fertig war. Es is wahr, manche Leut, mache's arig hart for die Klerks. Endlich is dann mein Törn komme un se hot mich gefragt, was se for mich duhn könnt. Do hen ich gesagt: Ich gleiche Ihre Lein in Springtschäckets zu sehn. Do hot se mich angeguckt, als wann ich die Tschickens alles Brot gestohle hätt. Se hot mich, wie mer uff deitsch sage duht, geseist, als wann ich en Krimminell wär un se wollt mich nur noch eidentifeie. Dann hot se mich e Tschäcket gebracht, das war gritzegrau. Wei, Lehdie, hen ich gesagt, Sie hen awwer en schlechte Tehst; wi könne Se e Lehdie in meine Jahre e graue Koller gewwe? Wisse Se noch nit soviel, daß e Lehdie, wo iwwer die erschte Jugend enaus ist, ebbes lebhaftes wehre muß?" Do hot se gesagt: „Lehdie, Sie hen mehbie en perticeler Tehst, awwer greh is der Steil un wer den Steil mitmache will, der derf nicks annerschter wie greh wehre." Do hen ich gesagt: „Sie wern mich doch nit sage wolle, was ich zu wehre hen? Sie duhn doch nit for bezahle, duhn Se? Gewwe Se mich emol ebbes in roth odder in grien." „Ahlrecht", hot se gesagt un hot mich e ritzerothes Tschäcket herbei gebracht; ich hen's auch arig gut gegliche un wie ich's angetreit hen, do hot's gefitt, wie e Pehper an die Wahl. Offegestanne, sin ich e wenig zu korpulentisch odder wie mer uff deutsch sage duht, ich hen e wenig zu viel Awwerdipeus, for ebbes zu wehre, was so klohs fitte duht, awwer was geb ich drum. Ich hen gefragt, was der Preis is, un do hot se gesagt, das Tschäcket wär letzte Siefen for fünfzehn Dahler verkauft worde, awwer sie wollt's mich for fünf Dahler hen losse. Do hen ich awwer gesagt: „Denke Sie, daß ich mei Geld stehle duhn oder meine Se mehbie ich wär en Millionehr? Fünf Dahler is viel zu viel un wann Se den Preis nit reduhse, dann gehn ich in en annere Stohr; Sie misse nor nit denke, daß Ihr mich rahbbe könnt; ich rufe so ebbes Schwindel un Heiwehrahbberie." Well, ich denke, es war doch gar nicks in meine Worte, wo aus den Weg war, awwer jetzt hätte Se emol die Schnattnohs höre solle! „Mäddem," hot se gesagt, „ich kann off Kohrs nit wisse, ob Sie en Millionehr sin odder e Waschwummen, bikahs in Ihre Lengwitsch un ihre Aeckschens kann ich kein Differenz nohtisse, awwer wann Sie denke, fünf Dahler is zu viel for das Jäcket, dann hen Sie ja das Priffiletsch, es nit zu kaufe. Es hot noch annere Stohrs in Taun, wo Se mehbie eins geschenkt kriege. Sie müsse, wann Sie ebbes kaufe, nit blos for die Gutts bezahle, Sie müsse auch for unsere Zeit bezahle, un wann ich Ihne for all die Zeit rechne wollt, wo ich jetzt schon an Ihne gewehst hen, dann müßte Se noch e darnseit mehr bezahle. Wann Se jetzt Ihren Meind noch nit uffgemacht hen, zu kaufe, dann komme Se besser e anner mol widder, mehbie im Tschullei, dann hen mer mehr Zeit zu spehre; jetzt muß ich an annere Kostiemersch warte." Hen Se schon emol so ebbes gehört? Ich war ganz dummfaundet. Ich hen gar keine Worte gehabt! Die annere Kostiemersch hen geschmeilt un hen sich denk ich driwwer gefreut, daß mich die Klerk so en Daunkahling gewwe hot. Do hen ich gesagt: „Sie warte an die annere Kostiemersch, wann ich mit Ihne dorch sin; duhn Se mich das Jäcket einräppe, ich nemme es mit", un dann hen ich e zwanzig Dahler Bild hingelegt un hen for mei Tschehnsch gewät. Das hot auch noch e Ewigkeit genomme un ich sin froh gewese, wie ich aus den Stohr war. Ich sin dann reiteweg zu die Wedesweilern, for sie mein Bargen zu zeige un sie emol zu verzähle, wie mer in den Stohr von Dunselmeiersch getriet werd. Sie duht doch immer so große Sticker uff den Stohr halte un denkt, es deht nor ein Stor gewwe un das wär Dunselmeiersch ihrer. Wie se mei Tschäcket gesehn hot, do sagt se: „Lizzie, hot se gesagt, wann du mich hunnert Dahler gewwe dehtst un dehtst mich das Tschäcket schenke un dann deht ich noch nit um Mittneit mit an die Stritt gehn. Wie kannst du nur so en Stoff kaufe? Das is der Steil von e Jahr zurück un wer heut so ebbes wehre duht, der guckt wie e Schtehrtkroh. Betracht nor emol die Schliefs, die sin ja fierfull. Du kannst ja duhn was du willst, awwer wann du denke duhst, daß ich nur ein Stepp mit dich an die Stritt mache, wann du selles Tschäcket anhost, dann bist du arig misstehken." Wie ich das gehört hen, do hen ich awwer e Wuth uff die Klerk kriegt, das hot einiges gebote. Wie kann mich so e unverschämte Person so-e altfäschendes Ding uffhänge? Wann die Sehlspiebels in en Stohr nit wisse, was Steil is, wie soll ich's dann do wisse? Dann hen ich die Wedesweilern verzählt, wie mich die Klert getriet hot; ich hen se off Kohrs nit alles gesagt, was ich zu se gesproche hen, awwer das is auch nit nöthig. Die Wedesweilern hot gesagt, sie wollt emol hingehn un zu den Mister Dunselmeier tahke; wann das alles so wär, wie ich sage deht, dann müßt er die Klert reiteweg feiern. Zwische Ihne un mich, Mister Edithor, wär ich froh, wann die Wedesweilern nit hin gehn deht. Wisse Se, ich gleiche nit, daß an mein Ekaunt en Foß gerehst werd, und daß so e armes Diehr wege mich gefeiert werd. Ich sin ja so iesig zu sättisfeie un hen for so ebbes auch e viel zu gutes Herz.

Mit beste Riegards,

Yours,

Lizzie Hanfstengel.

Die Sänger von Direktor Conrieds Operngesellschaft können von ihren Erlebnissen in San Francisco ein Liedchen singen, aber kein erfreuliches

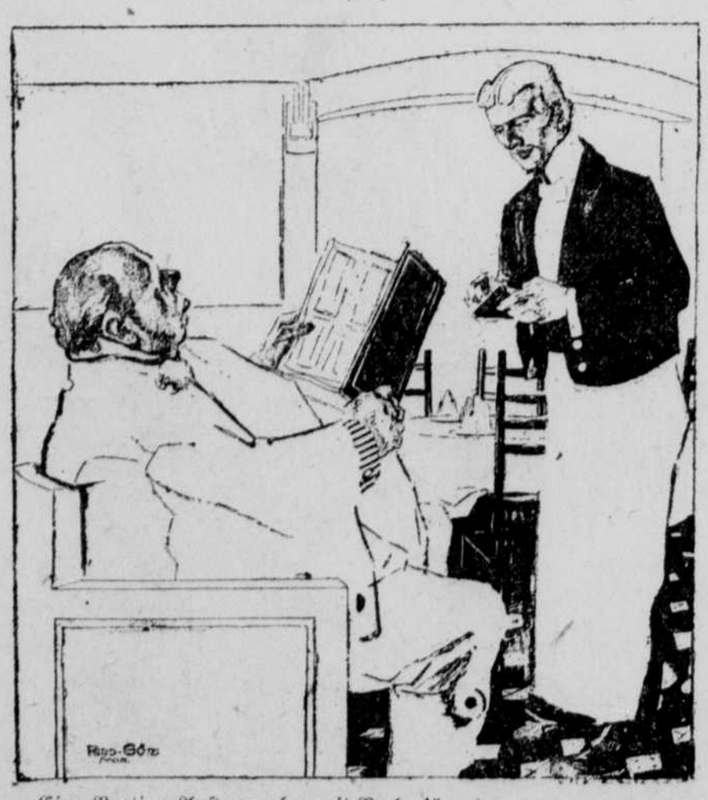
* * *

Am schwersten versöhnt man eine Frau, die ohne Grund schmollt.

* * *

Die feinen Damen in Washington benutzen parfümiertes Gasolin für ihre Selbstfahrer. Wollen sie damit das Schnauferl in guten Geruch bringen?

Der Prob.



„Eine Portion Austern, aber mit Perlen!"

Das Karnickel

Humoristische Stizze von Lise H. Löns.

„Uhrigens", schloß Konsul Söhlmeyer seine Rede, „bist du wohl so freundlich und befestigt an jedem Schlüssel einen Zettel, damit nicht wieder so ein heilloses Durcheinander entsteht und ich nicht wieder das Vergnügen habe, eine ellenlange Schlosserrechnung zu bezahlen."

„Aber ich bitte dich, lieber Mann, ich kenne die Schlüssel alle genau und wenn du es mirüberlassen hättest ...".

„Natürlich", unterbrach er sie scharf, „ich war mal wieder das Karnickel, ich habe dieSchuld. Wenn irgend etwas verkehrt geht, du bist immer die Unschuld. Das ist so deine beliebte Manier. Aber, wie gesagt, dieses Mal wirst du mir die Sorge für alles gefälligst überlassen. Der letzte, der aus dem Hause geht, bin ich."

„Aber wir könnten doch schließlich zusammen ...."

„Zusammen, zusammen", ereiferte sich Söhlmeyer, „damit ich das, was du verbummelst, doch wieder in die Schuhe geschoben bekomme. Was ich thue, wird gründlich gemacht. Du kannst dich darauf verlassen, daß nicht wieder irgendwo vier Wochen das Gas brennen bleibt und ..."

„Konnte ich etwa wissen, daß du dich im Badezimmer rasiren und das Gas brennen lassen würdest?" entgegnete Frau Söhlmeyer gereizt.

„Daß ich im Schlafzimmer keinen Platz dazu hatte, wenn deine zehn Koffer da herumstehen, das wirst du wohl einsehen, sollte ich meinen."

„Und ich sollte meinen, daß man nach Gebrauch die Gasflamme nicht allein ausdreht, sondern auch den von dir wieder geöffneten Haupthahn. Uebrigens waren es nur drei Koffer, und nur einer davon war meiner."

Konsul Söhlmeyer brummte etwas Unverständliches in den Bart, griff nach Hut und Stock und verließ das Haus.

Frau Söhlmeyer und Annette hatten noch alle Hände voll zu thun, Kästen und Schubläden wurden leer, Schachteln und Koffer voll. Gespensterhaft leuchteten die weißverhangenen Polstermöbel, Büsten und Kronleuchter in den halbdunklen Räumen, und überall roch es nach Naphtalin und Mottenpulver. Erst spät in der Nacht wurde es ruhig im Hause und beim Morgengrauen wieder lebhaft.

Auf mangelhaft gedecktem Tisch wurde das dilettantisch zusammengesetzte Frühstück eingenommen, denn alle Reste sollten verschwinden. Mit Schaudern dachte Frau Söhlmeyer an den Duft, der ihr einmal entgegenschlug, als eine Schüssel mit Hummer im Speiseschrank vergessen war.

Herr Söhlmeyer ging in gereizter Stimmung durch alle Räume, stolperte über die aufgerollten Teppiche, erklärte den Gebrauch von Mottenpulver im Winter für baren Unsinn, schimpfte auf Bowlen als ein elendes Gemisch im Allgemeinen und besonders auf die Ananasbowle, die sein Freund Pfannenschmidt gestern zum Besten gegeben.

„Bowle im Winter", grunzte er, „auf so eine verrückte Idee kann auch nur der kommen, da muß ja jeder normale Mensche sich den Magen erkälten."

Dann schickte er Annette, die gerade schon genug zu thun hatte, um Selterswasser zum Kaufmann und nachher zur Apothete, Migränepulver zu holen.

„Seid Ihr denn immer noch nicht fertig", brummte er ärgerlich. „Ich habe doch deutlich genug gesagt, daß du dich um zehn Uhr fertig hältst und dann zu deiner Schwester gehst. Um Punkt zwölf treffen wir uns auf dem Bahnhofe, und laß mich gefälligst nicht viel länger als eine Viertelstunde warten."

„Ich will nur eben rasch einmal nachsehen ...."

„Du hast heute nur nachzusehen, ob du den Hut gerade auf dem Kopf hast. Das andere überlaß gefälligst mir."

„Wie du willst", meinte Frau Söhlmeyer ruhig und griff nach Reisemantel und Handtasche. „Also, was ich noch sagen wollte, um elf Uhr kommt also der Dienstmann."

Dann verließ sie mit Annette, die den Vogelbauer zu ihrer Schwester trug, das Haus.

„Endlich", sagte Söhlmeyer befriedigt, steckte sich eine neue Cigarre an und begann seineWanderung durch's Haus. Im Keller war alles in Ordnung, Gas und Wasser abgestellt, die Fenster zu und die Luftklappen auf. Dann ging er nach oben, ließ die Jalousien herunter und zog die Schlüssel von den einzelnen Zimmern, legte sie in ein Körbchen zusammen und stellte dieses in den Geldschrank.

„Nun noch die Hände waschen und einen Blick in den Spiegel, dann wären wir so weit."

Daß kein Wasser im Schlafzimmer war und die Leitung abgestellt, verdroß ihn, aber nur einen Augenblick. Dann sah er auf die Uhr.

„Halb elf erst! Großartig!"

So fand er Zeit, sich noch eine Kiste von seiner Sorte Cigarren zu holen und irgendwo so recht in Gemüthsruhe zu frühstücken. Das würde dem elenden Katergefühl schon den Garaus machen.

Nun hatte er auch die äußere Hausthür verschlossen, und mit sich so recht zufrieden, ging er die Straße hinunter.

„Na, alter Junge", meinte sein Freund Pfannenschmidt, der ihm begegnete, „also nun soll's ja wohl losgehen. Beneidenswerthes Menschenkind!"

„Ach was", knurrte Söhlmeyer, „da ist was zu beneiden bei meiner Gicht."

„Nun, nun", blinzelte Pfannenschmidt, „so schlimm wird's wohl nicht sein. So jetzt bei diesem Winter in Wiesbaden, Mainz und daherum soll es wohl nicht so übel sein. Komm', darauf machen wir noch mal einen Frühschoppen."

Es war zehn Minuten nach zwölf, als Söhlmeyer nach der Uhr sah.

„Donnerwetter, nun wird es aber Zeit." Er trank eilig sein Glas aus und schickte den Piccolo nach einer Droschke.

Es fehlten noch sieben Minuten bis zum Abgang des Zuges. Seine Frau würde also schon mit seiner Personenkarte auf den Bahnsteig gegangen sein, wie er ihr gesagt hatte.

„Du kommst aber wirklich im letzten Augenblick", rief sie ihm entgegen. Die Schaffner begannen schon die Thüren zu schließen. „Hast du ...."

„Ach gewiß", sagte er hastig, „alles ist besorgt, sei nur ganz beruhigt."

„Ja, hast du aber auch nicht vergessen ...."

„Ich verbitte mir nun aber alle Fragen. Wenn du erst damit anfängst, bist du wohl bis Frankfurt nicht fertig damit."

Frau Söhlmeyer schwieg, setzte sich in eine Ecke und begann ihr Buch aufzuschneiden. Sie kannte dies Stadium nervöser Bullrigkeit bei ihrem Manne, und nahm es nicht weiter übel. Nach ein paar Tagen der Ruhe war er wieder anders.

Es war Abends, als sie in Wiesbaden ankamen. Der Konsul winkte einer Droschke und bedeutete seiner Frau einzusteigen. Dann gab er dem Kutscher die Adresse des Hotels.

„Wollten wir nicht lieber gleich die Koffer mitnehmen?" fragte Frau Söhlmeyer verwundert.

„Die Koffer?" Herr Söhlmeyer griff mit beiden Händen nach dem Wagenschlag. Seine Kniee zitterten und er war kreideweiß geworden.

Wortlos starrte er seine Frau an.

„Du bist doch nicht fortgegangen, ehe der Dienstmann die Koffer geholt hatte", fragte sie sanft.

„Ich glaube doch, liebes Kind. Ich glaube ..." stotterte er, „ich hatte ganz vergessen .... ich glaube, diesmal war .... war ich wirklich das Karnickel."

Dann trat er langsam unter die Laterne und schlug das Kursbuch auf. Er wollte zusehen, wann der nächste Zug zurück ging.

Berliner Leben.

Berlin, 16. April. Ein Gang durch Berliner Hauptstraßen in dieser Jahreszeit ruft uns Börnes Wort: „Nichts ist dauernd, als der Wechsel!" oder auch Schillers mehr poetische Wendung: „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit. — Und neues Leben blüht aus den Ruinen!" ins Gedächtniß. Wohin man blickt: Riesenbauzäune, gewaltige Gerüste, ungeheure Lücken. Selbst die Jahrzehnte lang von der herrschenden Bauwut verhältnismäßig noch am meisten verschont gebliebene Straße Unter den Linden ist nun auch in diesen Strudel hineingerissen worden. Vor wenigen Tagen hat der Besitzer des ersten Berliner Kunstsalons, Schulte, sein bisheriges vornehmes Heim in dem alten RedernschenPalais geräumt, und schon ist dieses Gebäude, das in seinen einfachen, edlen Linien bis zuletzt den würdigsten Eindruck gemacht hatte, nahezu dem Erdboden gleichgemacht. Das gleiche Schicksal teilt ein nebenangelegenes, nicht minder stattliches Palais am Pariser Platz, und an deren Stelle wird nun bald ein modernes Hotel mit einem großen Wiener Café errichtet werden. Ob die Veränderung dem Platze, der bisher einer der schönsten Berlins war, zum Vorteil gereichen wird, ist allerdings sehr zweifelhaft. Indessen fragt man hier nach derlei ästhetischen Rücksichten erst zuletzt, die prattischen werden stets vorangestellt. Daß bei dem mächtig anschwellenden Berliner Fremdenverkehr ein Riesenhotel zweckmäßiger ist, als ein einstöckiges altes Palais, wird kein Geschäftsmann bestreiten wollen. Anscheinend steht übrigens dem Pariser Platze noch eine weitere, durchgreifendere Veränderung bevor. Er wird bekantlich nach dem Tiergarten zu von dem Brandenburger Tor abgeschlossen. Es ist dies das einzige wirkliche Tor, das in Berlin noch vorhanden ist. Es trägt nicht wenig dazu bei, dem schönen Platze sein eigenartiges Gepräge zu verleihen. Aber seit Jahr und Tag wird hartnäckig der unglückliche Gedanke verfolgt, dieses Tor freizulegen, weil man sich davon irrigerweise ganz besondere Wirkungen nach Art des völlig freistehenden Pariser Triumphbogens verspricht. Aber dieser Bogen ist eben nie ein Tor gewesen und steht außerdem auf einem Platze, der circa sechs mal so groß ist als unser Pariser Platz. Das Brandenburger Tor wirkt gerade dadurch so monumental, daß es von niedrigen Häusern unmittelbar umgeben ist. Hier ist einmal ein Platz vorhanden, der durch wahrhaft künstlerische Abmessungen einen einheitlichen Eindruck macht, zu dem gerade das völlig eingebaute Tor gehört. Es soll aber durchaus freigelegt werden, und da man mit einer Lotterie nach dem Muster der famosen Schloßfreiheit-Lotterie nicht w' der zu kommen wagt, so hat man einen anderen Ausweg gewählt. Mit verstärkter Bestimmtheit tritt das Gericht auf, daß die Untergrundbahn-Pläne der Großen Berliner Straßenbahn-Gesellschaft hiermit zusammenhängen. Sie will teilweise auch die Linden vom Brandenburger Tor her untertunneln, und soll sich, um die Konzession zu erlangen, bereits anheischig gemacht haben, die Häuser zu beiden Seiten dieses Tores anzukaufen und niederlegen zu lassen, so daß damit nun der Lieblingsgedanke der Freilegung dieses Tores verwirklicht werden könnte. Nach früheren Erfahrungen ist der „Großen" diese kühne Kombination schon zuzutrauen, wie andererseits zu befürchten steht, daß sie so die Konzession und das Brandenburger Tor die Freilegung erlangen wird. Man weiß nicht, was bedauerlicher wäre.

Das neuerstehende Wiener Café am Pariser Platz scheint dazu bestimmt, dem am 1. April geschlossenen Café im Hotel „Kaiserhof" als Ersatz zu dienen. Es war dies das erste und älteste Wiener Café in der deutschen Reichshauptstadt und hat über 30 Jahre bestanden. Eine gewisse kulturgeschichtliche Bedeutung hat es auch dadurch erlangt, daß dessen erster Pächter, Max Bauer, der Begründer sozusagen einer reichsdeutschen Kaffeehaus-Dynastie geworden ist. Es ist derselbe Bauer, der einige Jahre später das berühmte glänzende Café Bauer Unter den Linden eröffnete und der dann nach und nach zahlreiche große Städte im Reiche mit einem „Café Bauer" beglückt hat, das mit der Zeit fast zu einem Gattungsbegriff herangewachsen ist. Aber noch in anderer Hinsicht hat das Café „Kaiserhof" eine kultur- und literargeschichtliche Bedeutung gewonnen. Seit 1870 hat die Berliner Schriftstellerwelt einen starken Zuzug aus Oesterreich gehabt. So war es natürlich, daß die östereichischen Federhelden die ersten Stammgäste des neuen Wiener Cafés wurden und ihre reichsdeutschen Berufsgenossen nach sich zogen. Im Café Kaiserhof etablierte sich gleich im Herbst 1875 unmittelbar nach der Eröffnung ein Stammtisch von Literaten aller Art, denen sich einige bevorzugte Schauspieler und andere Künstler zugesellten. Dieser Stammtisch gewann bald eine unheimliche Ausdehnung. Der Berliner Vertreter einer großen deutschen Provinzzeitung führte den Vorsitz und sorgte dafür, daß zwar ein freier, aber durchaus anständiger Ton hier herrschte. Sonst wurden hier alle möglichen Fragen der Politik und der Kunst mit einem Ernst und einer Gründlichkeit erörtert, als ob es sich nicht um Kannegießereien, sondern um wichtige Beratungen handle. Nach 11 Uhr Abends erst begann sich dieser Stammtisch zu füllen, und bis in die frühen Morgenstunden hinein hielten die meisten Besucher aus.

So mancher Leitartikel, der nachher die politische Welt bewegte, wurde hier in seinen Grundzügen ausgeheckt. So manche Aufsehen erregende Enthüllung kam hier zuerst zum Vorschein. Dieser Stammtisch hat übrigens auch für das Berliner und das gesamte deutsche Theater eine entscheidende Bedeutung gewonnen; denn an ihm wurde in den achtziger Jahren recht eigentlich die erste „Freie Bühne" geboren. Schlenther und Brahm, damals noch zwei bescheidene hiesige Journalisten und Kritiker, gehörten auch zu den regelmäßigen Besuchern dieses Stammtisches, an dem sie mit gleichgestimmten Seelen zuerst den Plan besprochen, eine völlig unabhängige Bühne ins Leben zu rufen und dort Werke unbekannter oder nicht genügend gewürdigter Autoren aufzuführen. Sie wiesen dabei hauptsächlich auf einen, der mitunter auch in ihrer Gesellschaft am Stammtisch erschienen war und durch seine mächtig hohe Stirn, seine kleinstädtische Unbeholfenheit und seine in Berlin auch gar nicht heimische Schweigsamkeit aufgefallen war. Er nannte sich — Gerhart Hauptmann, ein Name, damals noch so fremd allen Lippen!

Man weiß, wie vom Café Kaiserhof aus dann ihren glänzenden Weg gemacht haben: die Freie Bühne, Schlenther, heute Direktor des Wiener Burgtheaters, Brahm, Direktor des Deutschen bezw. Lessing-Theaters und nicht zuletzt Hauptmann selbst! DerStammtisch hat diese Gäste, nachdem sie berühmt geworden waren, allerdings verloren, aber er blieb doch bis zuletzt bestehen und war der Ausgang für manche Laufbahn, die ohne ihn und seinen Einfluß wohl kaum zustande gekommen wäre. So war, um ein kleineres Beispiel anzuführen, der heutigeReichstagsabgeordnete Dr.Mugdan als blutjunger Arzt hier eingeführt worden und hat in diesem Kreise zuerst Verständnis und Interesse für die Politik gewonnen. Die Literatur freilich, die nach Hauptmann entstand, hat sich andere Schauplätze gesucht und hat namentlich im Café Schiller am Gendarmenmarkt, auch „Café Größenwahn" genannt, einen Mittelpunkt gefunden. Von hier hat u. a. Maximilian Harden von vornherein im ausgesprochenen Gegensatze zu den literarischen Größen des „Kaiserhofs" seinen journalistischen Aufstieg gemacht, nachdem er dort eines Tages als beschäftigungsloser kleiner Provinzschauspieler aufgetaucht war.

Im Café Kaiserhof etablierten sich mit den Jahren noch mehr Stammecken. Besondere Berühmtheit erlangte namentlich die Schachecke, in der erste Sterne am Himmel dieser Kunst zum ersten Male auftauchten und entdeckt wurden. Hier haben sich die Schachmatadore Lasker und Tarrasch die ersten Sporen verdient. Hier wurden zwischen ihnen und anderen Meistern die großartigsten Kämpfe ausgefochten. Hier verkehrten auch auf anderen Gebieten berühmte Schachliebhaber, wie Reinhold Begas, Ludwig Barnay und namentlich Oskar Blumenthal, der mit dem edlen Brettspiel fast ebensogut Bescheid weiß wie mit zierlichem oder witzigem Versspiel. Auch Albert Niemann, der unvergessene Wagnersänger, war bis zuletzt in dieser Schachecke Stammgast. Nun ist das älteste Wiener Café Berlins geschlossen und seine zahlreichen Stammgäste müssen sich anderswo eine ähnliche Stätte suchen, in der sie gewiß die frühere Behaglichkeit nicht finden werden. Das Café Kaiserhof entsprach nicht mehr den heutigen Ansprüchen an Ausstattung, es hatte nicht genug Spiegelscheiben, kein gleißendes Gold an der Decke und den Wänden, es war zu einfach und zu — gemütlich. Darum mußte es seine Pforten schließen, um — bezeichnend genug — einer Bar im amerikanischen Stile Platz zu machen. Wieder ein Beweis, wie sich die deutsche Reichshauptstadt mehr und mehr amerikanisiert. Im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts stand sie vorwiegend unter dem Einfluß Wiens, an der Jahrhundertwende überwiegt der Einfluß New Yorks.

Die Einwanderung auf Cuba.

Auf der Insel Cuba ist noch viel Platz für neue Ansiedler, und seit dort geordnete Zustände herrschen, hebt sich auch die Einwanderung mehr und mehr. Das dortige Klima ist äußerst gesund, und der Boden höchst fruchtbar, so daß kein Risiiko mit der Ansiedelung verbunden ist. Natürlich faulenzen darf man auch in Cuba nicht, und da liegt auch der Grund, warum die Insel nicht schon früher besser angebaut worden ist. Die farbige Bevölkerung schwärmt auch dort nicht gerade dafür, den Nacken zu beugen unter der Last der Arbeit. Das Leben ist ja auch so schön genug, und wenn man keine besonderen Ansprüche macht, braucht man auch nicht viel zu arbeiten. Und Ansprüche macht ja der Schwarze in dem lieblichen Lande äußerst wenig. Er ist zufrieden, daß er frei ist und daß ihm niemand etwas zu befehlen hat. Bezeichnend ist die Antwort, die ein Neger auf die Frage: „Was ist Freiheit?" gab: „Hacer nada y espacirse" — Nichtsthun und bummeln. Diese bummelnde farbige Bevölkerung macht nun aber an 32 Prozent derGesammtbevölkerung derInsel aus, die ungefähr 1½ Millionen beträgt. Es ist also noch Raum genug auf der Insel für neue Ansiedler.

Bis jetzt war allerdings die Einwanderung noch sehr gering, da die Europamüden meist sehr wenig von Cuba wissen und bei der Suche nach einem neuen Vaterlande den alten Revolutionsherd nicht berücksichtigen. Nur die mit ihrer alten Heimath unzufriedenen Spanier suchten bisher in größerer Anzahl Cuba auf, und erst in neuerer Zeit kommen auch Einwanderer aus den Vereinigten Staaten. Die Gesammt-Einwanderung betrug im Jahre 1904 28,467 und im vorigen Jahre 54,249, immer noch keine drei Prozent der Bevölkerung. Von dieser Einwanderung kamen aus Spanien 47,902 im letzten Jahre gegen 23,467 im Jahre 1904, aus den Vereinigten Staaten 1861 im letzten Jahre gegen 1549 im Jahre vorher. Die Einwanderung aus anderen Ländern ist belanglos. Aus diesen Zahlen ist ersichtlich, daß die Einwanderung aus Spanien sich ganz bedeutend gehoben hat, was hauptsächlich den friedlichen, sicheren Verhältnissen auf der Insel zuzuschreiben ist. Außerdem sind die cubanischen Bodenverhältnisse den Spaniern bekannt, und die Sprache kein Hinderniß. Und seit Cuba dem ehemaligen Mutterlande gleichberechtigt gegenübersteht, scheint auch der Haß geschwunden zu sein.

Bezüglich der Einwanderung aus den Vereinigten Staaten erübrigt die Bemerkung, daß ein Theil der wirklichen neuen Ansiedler nicht in den Einwanderungslisten aufgeführt ist. Das sind die Personen, die ohne aufzufallen auf die Insel kommen, um sich Land zu kaufen, teils zum Zwecke der Ansiedelung, theils um ihr Kapital gut anzulegen. Gerade diese Ansiedler sind von größter Bedeutung für die Zukunft derInsel, da sie verhältnißmäßig unabhängig und gebildet sind. Nach und nach werden gerade diese einen hervorragenden Einfluß auf die weitere Entwickelung der dortigen Verhältnisse gewinnen. (W.)

Lord Curzon, der ehemalige Vizekönig von Indien, erklärt, daß die angelsächsische Rasse zur Herrschaft berufen sei. Der edle Lord scheint vergessen zu haben, daß er selbst von einem Irländer um sein schönes Aemtchen gebracht wurde.

* * *

Ein passendesMotto für den amerikanischen Aero-Klub wäre: Warst d' net aufi g'stieg'n, warst d' net obe g'fallen.